

Evelyn Sanders

Geht das denn schon  
wieder los?

Roman

Knaur Taschenbuch Verlag

Dieser Titel erschien im Knaur Taschenbuch Verlag 2007 bereits  
unter der Bandnummer 63510.

**Besuchen Sie uns im Internet:  
[www.knaur.de](http://www.knaur.de)**



Vollständige Taschenbuch-Neuausgabe August 2012  
Knaur Taschenbuch

© 2006 Knaur Verlag

Ein Unternehmen der Droemerschens Verlagsanstalt  
Th. Knaur Nachf. GmbH & Co. KG, München

Alle Rechte vorbehalten. Das Werk darf – auch teilweise –  
nur mit Genehmigung des Verlags wiedergegeben werden.

Redaktion: Jürgen Bolz

Umschlaggestaltung: ZERO Werbeagentur, München

Umschlagabbildung: N. Reitze de la Maza

Druck und Bindung: CPI – Clausen & Bosse, Leck

Printed in Germany

ISBN 978-3-426-51243-2

2 4 5 3 1

## Kapitel 1

Was weißt du über Wüsten?«  
»Sie sind groß, bestehen überwiegend aus Sand und sind sogar zur Rushhour relativ unbelebt«, rekapitulierte ich meine Erinnerungen an die Durchquerung der Negev-Wüste, allerdings nicht hoch zu Kamel, was wenigstens stilvoll gewesen wäre, sondern bequem im klimatisierten Bus. Außerdem lag die Sache mindestens fünfzehn Jahre zurück, doch ich vermute, dass sich die Wüsten seitdem nicht sonderlich verändert haben. »Und weil wir gerade beim Thema sind: Bekomme ich noch eine Tasse Kaffee? Sonst kriege ich den Kuchen nicht runter, der ist ja so was von trocken ...«

»Ist doch auch Sandkuchen«, kalauerte meine Tochter, »und ich habe ihn genau nach Rezept gemacht. Jedenfalls fast!«

Das glaubte ich ihr aufs Wort. Stefanie ist eine hervorragende Köchin, nur mit dem Backen hat sie nichts am Hut. Trotzdem versucht sie es immer wieder, obwohl Ehemann Hannes sie ständig damit tröstet, dass Konditoren letztendlich auch leben wollen und es am Ort sogar einen gebe, der über die Stadtgrenzen hinaus als Meister seines Fachs hoch gelobt werde. »Natürlich habe ich die fettreduzierte Variante genommen, man muss sich ja nicht schon vor den Feiertagen Pölsterchen anfressen!«

Das ist zwar richtig, erklärt aber auch, weshalb der

Kuchen krümelt und wir schließlich die Kuchengabeln zur Seite legten und zu den Teelöffeln griffen. »Jedenfalls schmeckt er besser als er aussieht«, versicherte ich, »und er knirscht auch kein bisschen. Weshalb also deine Anspielung auf Wüstensand?«

»Na ja, langsam wird es Zeit, dass wir unseren Urlaub planen!«

Das allerdings stimmte. Bis zum kalendarischen Winteranfang war es nicht mehr lange hin, Steffi hatte vorhin die zweite Kerze auf dem Adventskranz angezündet, und zu diesem Zeitpunkt pflegen wir jedes Jahr Kataloge zu wälzen und uns exotische Reiseziele auszusuchen, die dann doch wieder nicht infrage kommen, weil sie entweder zu weit weg liegen oder zu gefährlich sind (wer plant schon vor dem Urlaub seine Entführung ein?), keine Tauchmöglichkeit bieten, gerade Regenzeit haben und vor allem viel zu viel kosten. Aber Wüste war noch nie dabei gewesen! »Wollt ihr etwa in einer Oase gründeln?«

»Es geht ja auch mal ein paar Tage ohne Korallenriffe«, sagte Stefanie, einen relativ dünnen Katalog durchblättern, »ich habe da nämlich was gefunden. Hier ...« Sie reichte mir das aufgeschlagene Heft herüber. »Das wäre doch mal was.«

Zumindest wäre es etwas absolut Neues, denn statt der sonst üblichen Strandkulisse mit Meer vorne, Palmen am Rand und im Hintergrund das grundsätzlich weiße Hotel mit Terrasse, Pool und bunten Sonnenschirmen gab es hier lediglich eine Zeichnung. Jemand mit nur mäßiger Begabung hatte eine Rotunde hingestrichelt, die auf den ersten Blick einem komfortablen, weil außergewöhnlich großen Klohäuschen ähnelte, wie man es gelegentlich auf Autobahnparkplätzen findet. Erst auf den zweiten Blick war eine Art Zeltdach zu erkennen. Weiteres Gestrichel deutete Grüngewächse an und der Rest bestand aus Text.

Er war länger als sonst in Katalogen üblich und besagte, dass es sich bei dieser Zeichnung um ein neu errichtetes Hotel mitten in der Wüste handele, das bei Drucklegung des Katalogs noch nicht fertig gewesen war und deshalb auch nicht fotografiert werden konnte. Nach seiner Eröffnung im Februar würde es allerdings allen nur erdenklichen Luxus bieten, angefangen vom eigenen Pool vor jedem Zelt bis zu einer der Umgebung angepassten Freizeitgestaltung wie Falkenjagd, Wüstenrallye, Bogenschießen, Kamel-Safari und was man sonst so mit nichts als Sand drumherum offenbar zu treiben pflegt.

»Sag mal, tickst du nicht ganz richtig?«, war alles, was mir im ersten Moment einfiel. »Weder hast du jemals Karl May gelesen noch als Kind im Sandkasten gespielt. Stattdessen hast du in jeder Regenpfütze gesessen und bist sogar mal durch den Abwasserkanal gekrochen. Also woher kommt dein plötzliches Interesse für Sandwüsten?«

»Drüber geflogen sind wir ja schon öfter, und immer habe ich mir gewünscht, das Ganze auch mal hautnah zu erleben«, ergänzte sie im Hinblick auf die Strapazen, mit denen bei einem Fußmarsch wohl zu rechnen sein würde.

»Und an welche hattest du gedacht? Da wäre zunächst mal die Sahara, meines Wissens die größte Wüste, aber wenn es auch eine kleinere sein darf, dann empfehle ich die Namib in Südwestafrika oder gleich dahinter die Kalahari, schön abgelegen ist auch die Gobi ...«

»Ach hör doch auf!«, unterbrach sie mich ärgerlich. »Warum musst du immer gleich so übertreiben? Hast du dir denn mal den *ganzen* Text durchgelesen?«

»Wozu? Wenn du glaubst, ich verbringe meinen nächsten Urlaub in einer überdimensionalen Buddelkiste, dann irrst du dich! Was soll ich in der Wüste? Sandflöhe dressieren?« Aber weil gerade das Telefon klingelte und Steffi mit einer ihrer zahlreichen Freundinnen die Frage erörtern

musste, ob man einer anderen Freundin zum bevorstehenden Geburtstag den Handmixer oder besser einen Gutschein fürs Nagelstudio schenken soll, vertiefte ich mich doch ein bisschen intensiver in die Beschreibung des Wüstenhotels. Das alles klang ja wirklich sehr exotisch. Oder sollte ich sagen orientalisch? Diese Touristen-Herberge stand nämlich in Dubai. Nur – wo in aller Welt liegt Dubai?

Nach etwa einer Viertelstunde Palaver hatte man sich am Telefon endlich geeinigt – auf eine Einladung zum Sunday-Brunch in einem beliebten Szene-Café, da hätten die Spenderinnen auch was davon, denn sie würden natürlich mitkommen. »Ihren Lover muss sie aber zu Hause lassen«, verlangte Steffi noch, »das soll ein reiner Weiber-Treff werden. Und überhaupt wird es sonst auch zu teuer.« Sie schaltete den mobilen Hörer ab und legte ihn auf die Sofalehne, von wo er irgendwann abrutschte, zwischen den Kissen verschwand und später verzweifelt gesucht wurde. Früher wäre so was nie passiert, als es noch diese geschmackvollen bunten Kästen in Grün, Ocker oder Mitternachtsblau gab mit der Korkenzieherstrippe, die immer zu kurz war, und dem dranhängenden Hörer. Jetzt habe ich natürlich auch so einen transportablen Apparat, zum Glück aber nebenher noch ein Handy, und mit dem kann ich mich selber anrufen und akustisch orten, wo ich das andere Teil mal wieder liegen gelassen habe.

Während Steffi telefonierte, hatte ich nicht nur die ausführliche Beschreibung dieses seltsamen Hotels gelesen, sondern auch herausgefunden, wo Dubai liegt. Nämlich in den Emiraten am Persischen Golf, rechts von Saudi-Arabien, unter dem Iran – also dort, wo es auf einem Haufen viele kleine Länder mit vielen ergiebigen Ölquellen gibt. Das erklärt natürlich so manches! Sogar ein Hotel mitten in der Wüste mit privatem Pool und persönlicher Betreuung, was immer man darunter zu verstehen hatte.

Die Sache mit dem Zelt hatte ich schon mal gründlich missverstanden, wie mir Steffi später klar zu machen versuchte. Man würde zwar in offenbar weit auseinander liegenden »Rundhäusern« wohnen, doch die schienen nur optisch einem Zelt nachempfunden; laut Katalog bestanden sie aus Holz und Sandstein. Lediglich das Dach vermittelte den Eindruck eines Zirkuszeltens, denn hierbei handelte es sich um eine riesige Plane, die anscheinend von vier Pfosten innerhalb des Raumes gestützt wurde. Sie reichte weit über die Wände hinaus, so dass die umlaufende Veranda im Schatten lag. Einschließlich Pool. Wurde zumindest behauptet, denn auf der Zeichnung gab es keinen, und von dem »in orientalischem Stil errichteten Hauptgebäude mit klimatisierten offenen Terrassen, Speisesaal, Tea-Room, Bar und Bibliothek« war auch nichts zu sehen.

»Bist du sicher, dass wir unsere Unterkunft nicht selber aufbauen müssten, bevor wir zum ersten Mal drin schlafen könnten?« Ich deutete auf das hingestrichelte Zelt, das nun wirklich sehr provisorisch aussah und nur in einem Punkt mit der Beschreibung übereinstimmte: Es war tatsächlich rund! »Was soll diese vermeintliche Luxusherberge eigentlich kosten?«

»Das isses ja, die ist gar nicht so teuer. Jedenfalls nicht teurer als ein Mittelklassehotel in St. Tropez oder am Wörther See. Wahrscheinlich handelt es sich um das Eröffnungsangebot.«

»Da ich noch nie in St. Tropez übernachtet habe, weiß ich nicht, was dort als angemessen gilt.«

»Ich doch auch nicht«, winkte sie ab, »aber man kann sich's ja ungefähr denken. Und überhaupt kommt dort noch der Sehen-und-gesehen-werden-Zuschlag hinzu.« Sie wandte sich wieder dem Katalog zu.

»Darauf können sie in der Wüste verzichten, da gibt's

nur Kamele. Und wenn ihr tatsächlich hinfahrt, sogar zweibeinige!«

Ärgerlich knallte sie den Prospekt auf den Tisch. »Du *musst* ja nicht mitkommen! Vielleicht hast du inzwischen doch das Alter erreicht, wo du deinen Urlaub in Bad Gasstein verbringen, im Kurpark spazieren gehen und statt Campari Orange lieber Brunnenwasser trinken solltest!«

Das hatte gesessen! Dabei stimmte es überhaupt nicht! Auch heute noch antworte ich auf entsprechende Fragen, dass ich die dem Seniorenalter angemessenen Ferenziele erst dann ins Auge fassen würde, wenn die mitgeführte Reiseapotheke umfangreicher wäre als das übrige Gepäck. Zurzeit genügen aber noch Aspirin und Kohlekompressen. Empfindlich bin ich auch nicht. Immerhin habe ich schon einen Beinahe-Absturz mit einem kubanischen Hubschrauber hinter mir, habe einen Segeltörn auf dem Indischen Ozean bei ich weiß nicht welcher Windstärke überlebt, denn es war immer mehr Wasser ins Boot geschwappt, als ich hatte rausschöpfen können, und damals in Kenia hatte es ebenfalls eine heikle Situation gegeben. Gefährlicher konnte die Wüste auch nicht sein – sofern man sich überhaupt in eine solche begibt! Und genau das war der Knackpunkt! Was macht man denn da? Trotzdem lenkte ich ein.

»Wie viele Tage habt ihr für den Sandkasten eingeplant?«

»Fünf. Kostet genau einen Tausender – alles inklusive. Auch die ganzen Ausflüge. Für ein paar Tage kann man das doch mal machen, meinst du nicht? Und überhaupt sind wir da unten schon so dicht am Indischen Ozean dran, dass wir anschließend noch auf unsere Lieblingsinsel fliegen können. Da wollten wir doch sowieso hin, und die Malediven liegen quasi vor der Haustür. Irgendwo müssen wir den vielen Sand ja wieder abspülen.«

Letzteres klang natürlich sehr verlockend, nur – »dir scheint entgangen zu sein, dass die Bewohner der Emirate zwar mit dem Dirham zahlen, von Touristen jedoch Dollar erwarten, und zweihundert Dollar pro Wüstentag finde ich ein bisschen viel!«

Das fand sie auch, aber nur vier Minuten lang. Dann nämlich hatte sie sich überzeugt, dass im Katalog nicht von Dollar die Rede war, sondern von D-Mark (der Euro war zu diesem Zeitpunkt noch nicht im Umlauf gewesen, war nur Bankmenschen ein Begriff und vermutlich solchen Leuten, die ihre Geschäfte in sämtlichen Währungen der Welt tätigen und ihr Geld nicht mehr zählen, sondern wiegen). »Steht nicht überhaupt noch deine Belohnung aus? Warum gönnst du sie dir nicht mal in Form von ...«

»... Sand? Wenn's wenigstens goldhaltiger wäre!«

Vermutlich ist hier eine Erklärung fällig: Als vor vielen Jahren mein erstes Buch erschienen und ich der Meinung gewesen war, nun würde der Grundstock zu meiner ersten Million gelegt werden (nie wieder im Leben habe ich mich so sehr geirrt!), der fehlende Rest käme dann mit der Fortsetzung, hatte ich mir vor lauter Euphorie einen nicht ganz billigen Ring gekauft, obwohl meine fünf Nachkommen ganz andere Pläne gehabt hatten; angefangen beim eigenen Auto (Sohn Sven) über ein neues Fahrrad mit ich weiß nicht mehr welchem Sattel und mindestens 12-Gang-Schaltung (Tochter Stefanie) bis zu ganz bestimmten Schulmappen, die gerade en vogue gewesen waren und dem Preis nach aus Gazellenleder bestehen mussten (Zwillinge). Nur Sascha hatte keine Wünsche gehabt; er wohnte nicht mehr zu Hause, gratulierte mir aber zehn Minuten lang per R-Gespräch aus England. Schließlich hatte Ehemann Rolf ein Machtwort gesprochen und seinem maulenden Nachwuchs klar gemacht, dass ich ja wohl das Recht hätte, von meinem selbst verdienten Geld

auch mal etwas für mich selbst zu kaufen. Quasi zur Belohnung.

»Ist denn Berühmtwerden nicht Belohnung genug?« Die Zwillinge schienen mir ab sofort den gleichen Prominentenstatus zuzubilligen wie Astrid Lindgren und Onkel Dittmeyer aus der Fernsehwerbung.

Millionärin bin ich noch immer nicht, dafür sorgt schon das Finanzamt, doch die Sache mit der Belohnung habe ich trotzdem beibehalten und nach jedem neuen Buch etwas gekauft, das ich mir normalerweise nicht gegönnt hätte – einen Dreitagestrip nach Malta, einen verrückten Hosenanzug, den ich nur einmal getragen habe und dann nie wieder, ein Wellness-Wochenende im Schwarzwald – alles kleine Wiedergutmachungen für unzählige zerrissene Manuskriptseiten, für Papierkörbe voll handschriftlicher Notizen, für die Anfälle von Verzweiflung, wenn im Computer mal wieder ein Dutzend Seiten verschwunden und erst dann wieder aufgetaucht waren, als ich sie nicht mehr brauchte, für schlaflose Nächte und verheulte Tage, weil überhaupt nichts mehr ging ... kurz gesagt, für monatelange Einzelhaft mit PC, Laserdrucker und täglich drei Kannen Früchtetee Johannisbeer-Kirsche mit Honig statt Zucker.

Im Übrigen hatte Steffi Recht: Die Belohnung für mein letztes Opus hatte ich mir tatsächlich noch nicht gegönnt! Und der erwähnte Hosenanzug war seinerzeit noch teurer gewesen als fünf Tage Wüste und darüber hinaus rausgeschmissenes Geld, es sei denn, er fände noch mal Gnade vor den Augen eines weiblichen Familienmitglieds und käme wenigstens bei einer Faschingsveranstaltung zum Einsatz. Warum also nicht mal Sand statt Seide? Wohlwollend betrachtet wäre dieser Abstecher nach Dubai sowieso nur ein etwas längerer Zwischenstopp auf dem Flug zum vermutlichen Urlaubsziel. Sie waren dann ja wirklich nicht mehr so weit weg, die Malediven ...

»Gleich morgen früh rufe ich Juli an«, versprach Stefanie beim Abschied und reichte mir eine oben zusammengedrehte Papiertüte ins Auto, »abends weiß ich schon mehr.«

Juli heißt eigentlich Juliane und ist auch eine von Steffis Freundinnen, nur hat sie im Gegensatz zu den meisten anderen einen sehr nützlichen Beruf: Sie ist Touristik-Kauffrau oder wie auch immer man diese im Umgang mit Kursbuch und Katalog-Preislisten versierten Damen nennt, leitet ein gar nicht mal kleines Reisebüro, weiß viel, und was sie wirklich nicht auf Anhieb weiß, kriegt sie raus. Wir verdanken ihr einen mehr als nur preiswerten Vier-Tage-Trip nach New York, und dass Steffi und Hannes ihren fünften Hochzeitstag in einem Traumhotel auf Ibiza feiern konnten, war auch Julis Verdienst gewesen; sie hatte ein Last-Minute-Angebot auf den Tisch gekriegt und sich sofort ans Telefon gehängt.

Während ich mich vorsichtig in den Adventssonntag-nachmittagskaffeerückfahrtstau einfädelt und in flottem Sechzig-Kilometer-Tempo die Autobahn entlangzuckelte, stellte ich mir vor, ich säße mit einem Glas eisgekühltem Wodka-Lemon am Rande meines privaten Swimming-pools auf der mit Teakholz ausgelegten Terrasse (stand alles im Prospekt!), vor mir die unendliche Wüste, hinter deren Horizont eine rote Sonnenscheibe versinkt, in der Ferne das Gebrüll eines wilden Tieres (was läuft da eigentlich so herum außer Kamelen?), und eine Art Sarotti-Mohr in Turban und Pluderhosen steht hinter mir und fächelt mit einem Palmenwedel die Insekten weg (gibt es dort überhaupt welche? Muss mich gleich morgen genauer informieren!).

Plötzlich hupte es sehr aufdringlich hinter mir, rechts überholten mich drei Autos, deren Fahrer deutlich demonstrierten, was sie von mir hielten, und da erst merkte

ich, dass sich das »hohe Verkehrsaufkommen« wieder normalisiert hatte und ich die linke Fahrspur blockierte. In der Wüste könnte so etwas nie passieren!

An die Papiertüte wurde ich erst drei Tage später erinnert, als ich im Wagen das heruntergefallene Fünfmarkstück suchte. »Für die Schlosspark-Enten« hatte Steffi draufgekrizelt, und drin befand sich – na was wohl? Richtig, der restliche Sandkuchen, nunmehr nur noch aus Krümeln bestehend. Die Enten wollten sie nicht mehr, aber im Teich leben ja auch Fische.

## Kapitel 2

Wer schon einmal ein Buch von mir gelesen hat oder vielleicht sogar mehrere, der kennt natürlich die Sanders-Sippe, bestehend aus Haushaltsvorstand Rolf nebst Ehefrau Evelyn und fünf Nachkommen. Eigentlich hätten es nur vier sein sollen, nämlich zwei Jungs und zwei Mädchen – in genau dieser Reihenfolge. Hatte ja auch geklappt, allerdings nur sieben Minuten lang! Seitdem ist die weibliche Komponente in der Überzahl.

Dass unsere zweite Tochter Nicole heißen würde, hatte schon lange festgestanden, ein anderer Mädchenname war gar nicht in Betracht gekommen. Jetzt brauchten wir aber noch einen! Wäre es nach dem frisch gebackenen und einige Tage lang ziemlich verstörten Zwillingsvater gegangen, hieße Katja jetzt Carolin. Das allerdings hatte die große Schwester Stefanie verhindert. »Im Kindergarten haben wir auch eine Carolin, die ist ganz doof. Ich will aber keine doofe Schwester haben!«

Sven und Sascha, immerhin schon zehn bzw. acht Jahre älter als der jüngste Nachwuchs, betrachteten die Zwillinge mit einiger Skepsis und beschlossen erst einmal abzuwarten, was sich daraus entwickeln würde. Besonders Sascha schien nicht erbaut von der Aussicht, sich in Zukunft einer dreifachen Phalanx weiblicher Gegner stellen zu müssen, denn mit seiner vier Jahre jüngeren Schwester Steffi lag er schon jetzt dauernd im Clinch – ein Zustand,

der noch weitere fünfzehn Jahre anhalten sollte. Dass Katja sich jedoch häufig auf seine Seite schlagen würde, konnte er seinerzeit noch nicht ahnen. Ich auch nicht. Mir fiel im Laufe der folgenden Jahre lediglich auf, dass die weibliche Übermacht bei scheinbar demokratischen Abstimmungen über Ausflugsziel, Fernsehprogramm oder auch nur den obligatorischen Sonntagskuchen (»immer den blöden langen, mach doch mal einen runden mit Rosinen drin!«) oft den Kürzeren zog, weil Katja grundsätzlich das wollte, was Sascha auch wollte, wenn's sein musste, sogar Rosinen im Kuchen oder – noch schlimmer! – Wirsing-eintopf.

Seit damals sind einige Jahrzehnte vergangen. Die Kinder sind längst aus dem Haus, zum Teil verheiratet, der Rest noch un schlüssig, ob die gegenwärtige Partnerschaft schon stabil genug ist fürs Standesamt, oder ob man doch noch abwarten soll nach der Devise: Drum prüfe, wer sich ewig bindet, ob sich nicht noch was Bess'eres findet. Sascha gilt als Experte, hat er doch nicht nur als Erster von den Fünfen geheiratet, sondern bereits eine Scheidung hinter sich und eine zweite Hochzeit. Inzwischen gibt es einen vierjährigen Knaben namens Bastian Alexander (diesen Bandwurmmamen kriegt der später nie in die immer viel zu kleinen Kästchen amtlicher Formulare – im Land der Fragebogen muss man so was doch *vorher* berücksichtigen!). Ihm habe ich die etwas unübliche Bezeichnung *Oma Evelyn* zu verdanken. »Ich habe doch noch eine andere Oma, aber die heißt so komisch, da sage ich immer bloß Oma zu!« Na ja, dann ...!

Steffi war Nummer zwei. Sie hatte ihren Hannes zwar im Schein der untergehenden Sonne an einem karibischen Strand heiraten wollen, aber dann war es doch beim heimischen Standesamt geblieben und einem Beamten, der offenbar nebenberuflich Trauerreden bei Begräbnissen

hält. Er hatte da anscheinend etwas verwechselt und musste erst nachdrücklich an den erfreulicheren Zweck dieser Zusammenkunft erinnert werden.

Sven will nicht heiraten, und Katja will *noch* nicht, obwohl sie mit ihrem Tom schon seit etlichen Jahren Wohnung, Bett, Kühlschrank und gelegentlich auch das Auto teilt, wenn seins mal wieder in der Werkstatt steht. Bestimmte Anzeichen wie das ungewohnte Interesse für Schaufenster mit Festtagskleidung oder die harmlos klingende Frage nach dem Vorhandensein eines Familienstammbuchs lassen gewisse Rückschlüsse zu. Außerdem haben unlängst zwei gleichaltrige Freundinnen geheiratet, gar nicht zu reden von ihrer Zwillingsschwester Nicole, bei deren Hochzeit mit Jörg sie Trauzeugin gewesen ist und in Kürze Patentante werden will – präzise gesagt: Anfang des kommenden Jahres, also in knapp drei Wochen. *Oma Evelyn* zum Zweiten!

Enkel Nummer zwei soll übrigens Tim heißen. Dieser Name passt mit Sicherheit in *jedes* amtliche Formular.

»Kannst du das Ding nicht mal grade halten!«, schimpfte Steffi. »Der steht doch schon wieder schief!«

»Der steht überhaupt nicht schief! Du hast von da unten bloß die falsche Perspektive!«

Gemeint war der Weihnachtsbaum, den Steffi vergeblich in den Ständer zu praktizieren versuchte. Sie kniete auf der schneebedeckten Terrasse, neben sich ein handliches Beil und um sich herum diverse bunte Holzklötzchen aus Bastians Baukasten. »Die Dinger sind zu dick, hast du nicht was Dünnere?«

»Wenn du vom Stamm nicht zu viel abgehackt hättest, dann müssten wir jetzt nicht ...«

»Und wenn du einen von diesen modernen Ständern gekauft hättest, in dem der Baum auf Anhieb gerade steht ...«

»Die gibt's hier noch nicht!«, unterbrach ich sie. »Du solltest doch aus langjähriger Erfahrung wissen, dass technische Neuheiten mindestens eine Saison brauchen, bis sie sich bei uns in der Provinz durchgesetzt haben. Novitäten sind meistens teuer und Schwaben sparsame Menschen.« Ich lehnte den Baum vorsichtig an die Hauswand, worauf er sich prompt zur Seite neigte und in den Schnee kippte.

»Na bravo!« Missmutig betrachtete Steffi die zwei Meter lange Nordmantanne. »Jetzt können wir wieder von vorne anfangen! Wieso muss *ich* das eigentlich machen? Das Einpflanzen von Christbäumen gehört doch seit jeher zu den eindeutig männlichen Tätigkeiten! Wo ist Papi?«

»In die große Stadt gefahren! Ihm ist vorhin nämlich eingefallen, dass morgen Weihnachten ist! Und was den Christbaum betrifft – soweit ich mich erinnere, hat sich dein Vater zum letzten Mal darum gekümmert, als wir noch kurz vorm Schwarzwald gewohnt haben und den Baum mit försterlicher Genehmigung selber schlagen durften. Der war ungefähr so groß wie dieser hier gewesen, doch als er endlich im Ständer steckte, war er nur noch halb so lang, die Säge kaputt, die Cognacflasche fast leer und Rolf restlos betrunken.«

Steffi kicherte. »Wann ist das denn gewesen?«

Ich rechnete zurück. »Das müsste jetzt vierundzwanzig Jahre her sein ...«

»Und seitdem hast *du* immer den Baum ...?«

»Natürlich nicht! Dein Vater hat überall nette Nachbarn gefunden, die dem zwar künstlerisch begabten, jedoch in praktischen Dingen sichtbar hilflosen Familienvater geholfen haben. Man nennt das ›Arbeit delegieren‹.«

»In Ordnung!« Steffi war aufgestanden und klopfte den Schnee von ihren Jeans. »Dann delegiere ich das Eintopfen dieses Gewächses an meinen Bruder. Wenn mich nicht

alles täuscht, ist er gerade vorgefahren. Oder gibt es noch jemanden in der Gegend, der einen rosa Panda fährt?«

Nein, den gab es mit Sicherheit nicht! Wer kommt schon auf die Idee, ein technisch zwar noch einwandfreies, vom Lack her jedoch unansehnliches Auto ausgerechnet pinkfarben umspritzen zu lassen? Als Mann! Das Argument, seitdem würde er seinen Wagen überall auf Anhieb finden, lässt sich allerdings kaum widerlegen. Obwohl sich Sven normalerweise durch nichts aus der Ruhe bringen lässt und Hänseleien mit stoischem Gleichmut begegnet, wurden ihm die Anspielungen auf sein »Barbiemobil« wohl doch zu nervig, jedenfalls prangte eines Tages ein deutlich lesbarer Aufkleber an der Heckklappe: *Ich bin nicht schwul, sondern farbenblind!*

Sven lud seinen Koffer aus und gleich noch ein bisschen Bügelwäsche, muss man ja ausnutzen, wenn man ein paar Tage lang zu Hause bleibt, nein, Hunger hätte er nicht, Durst eigentlich auch nicht, schon gar nicht auf Tee, aber vielleicht ein Weizenbier ...

Potenzielle Helfer muss man bei Laune halten, also bekam er sein Bier und wurde anschließend zum Tatort geführt.

»Schön gewachsener Baum!«, stellte er nach der ersten Besichtigung fest. »Nur hättet ihr ihn besser aufrecht hingestellt, jetzt klebt doch der ganze Schnee dran!«

»Na und? Der fällt auch wieder runter!« Steffi verlor allmählich die Geduld. »Fang endlich an! Heilig Abend ist nämlich schon morgen!«

»Wozu braucht ihr eigentlich die ganzen Bauklötze?« Er schob das Sammelsurium von unterschiedlich starken Hölzchen zur Seite. »Zum Fixieren des Stamms?«

»Nein!«, blaffte Steffi zurück. »Zum Anzünden der Grillkohlen natürlich. Die Gans passt nämlich nicht in den Ofen!«

Auch Sven stellte sehr schnell fest, dass der von Stefanie auf schlanke Linie getrimmte Baumstamm definitiv zu dünn war, ein Bauklotz zu dick, Zeitungspapier zu weich und Vogelfutter zu instabil. »Hast du noch die Hausärztin?« Fragend sah er mich an.

»Ob ich *was* habe?«

»Na, diesen dicken Wälzer, der fast ein Jahrzehnt lang das abgebrochene Bein von meinem Bett ersetzt hatte. Irgendwann hast du ihn mal gebraucht, ich glaube, das war damals, als Katja den Bänderriss hatte und du nachgucken wolltest, ob's nicht vielleicht doch bloß eine Verstauchung ist – oder so ähnlich«, setzte er erklärend hinzu. »Jedenfalls haben wir das Buch kaum noch unterm Bett vorgekriegt, und als wir's schließlich hatten, waren ausgerechnet die Seiten über Beine gar nicht mehr drin.« Er schüttelte den Kopf. »Weißt du das wirklich nicht mehr?«

Natürlich konnte ich mich an das Buch erinnern, auch an den Bänderriss (einen Tag vor Katjas Tanzstunden-Abschlussball!), nur nicht an die Kombination von beidem. *Die Frau als Hausärztin* hatte das umfangreiche Werk geheißen und war im neunzehnten Jahrhundert erschienen, als man Zahnschmerzen noch mit aufgelegten Kamillesäckchen bekämpfte (bei dem damaligen Stand der Zahnheilkunde vermutlich das kleinere Übel) und Babys in den Zuständigkeitsbereich von Klapperstörchen fielen.

Jenes Buch also hatte ich nach dem Tod meiner Großmutter als vermeintliche Antiquität an mich genommen, es war dann – von niemandem vermisst – in irgendeinem Schrank verschwunden, durch Zufall wieder aufgetaucht, von einem Antiquar als »hübsch, aber kaum etwas wert« eingestuft und daraufhin nur noch zweckentfremdet worden. Eine Zeit lang hatte es als Sockel für Rolfs Schreibtischlampe gedient, bis er sich eine neue kaufte mit einem

längeren Arm; es eignete sich zum Beschweren von Herbstlaub, das für den Bio-Unterricht gepresst werden musste, ich hab's mal einem aufmüpfigen Knaben hinterher geworfen, wahrscheinlich war's Sascha gewesen, er beschuldigt mich nämlich noch heute des versuchten Totschlags, und Katja hatte es gelegentlich als Trittbrett benutzt, denn wenn sie sich draufstellte, kam sie an den Einschaltknopf vom Fernseher.

Irgendwann hatte es jedoch wieder seinen endgültigen Platz als vierter Pfosten von Svens Bett gefunden. Und stand das nicht immer noch oben in der Mansarde ...?

»Wozu um alles in der Welt brauchst du jetzt dieses Buch? Ich bin mir sicher, dass es nichts enthält, was dir beim Eintopfen des Weihnachtsbaumes helfen könnte. Es sei denn, du möchtest seinen Stamm fachmännisch mit einer Mullbinde umwickeln, aber das würdest du bestimmt auch ohne Bildvorlage hinkriegen.«

Sven fing an zu lachen. »Ich kann mich noch dunkel erinnern, dass dieses voluminöse Werk einen sehr stabilen Einband hatte, dunkelrot war der, richtig dick und nicht kaputtzukriegen. Ich glaube, der hätte genau die richtige Stärke für – *was* hast du eben gesagt? Mullbinde? Das isse doch! Wir verpassen dem Stamm einfach einen Verband! Den können wir so dick wickeln, wie wir ihn brauchen!« Er schüttelte den Kopf. »Darauf hätte ich wirklich schon eher kommen können!«

Zum ersten Mal wurde der Deckel des genormten und in jedem Kraftfahrzeug mitzuführenden Verbandkastens DIN A 13 164 geöffnet und ihm nach längerer Suche eine gedehnte Kompressionsbinde von acht Zentimeter Breite entnommen, um damit den Stamm des Weihnachtsbaums so lange zu umwickeln, bis er kerzengrade und bombenfest in der wirklich schon sehr antiquierten Halterung stand.